Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 7 (1917)

Heft: 51

Artikel: Das Christkind

Autor: Lienert, Meinrad

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-645269

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Olga Burckhardt, Locarno: Weihnachtskarte.

jene auf der Bühne tanzte und er selber mit andern Musikanten davor sitzend ihr aufspielte. Ein andermal sah er sie aus der Fremde nach Reußkirchen zurückkehren und sie war nicht länger ein Bauernmädchen, sondern ein geputztes und gar feines Dämchen. Er selber ging im schwarzen, feierlichen Stadtrock hinter ihr und der Schulallmächtige, der Tobias Kempf, der ihm jetzt immer mit einer Von-obenherabmiene seinen Hungergehalt auszahlte, war zusamt seiner raubautzigen Frau demütig und klein vor ihm und nannten ihn „Du" und — und — „Herr Sohn".

So standen die Dinge und gingen die Tage. Das Jahr wendete sich abermals. Wieder kam ein Winter ins Ausschwachen und wurde auf neuen Frühling Hoffnung.

Exer fühlte jetzt zuweilen etwas wie Beklemmung und Unbehagen, wenn er Schule hielt oder der Cäcilia Kempf gar den Einzelunterricht erteilte. Das Herz klopfte ihm eigen, wenn er sie in der Klasse aufrief und er ihren großen Augen begegnete. Und wenn er am Klavier zuweilen ihre Hand mit der seinen streifte, fuhr ihm das Blut ins Gesicht.

Die Kempfs schienen etwas zu wittern; denn die Mutter platzte während der Klavierstunde zuweilen ganz plötzlich und unversehen in die Stube, als wollte sie die beiden Musikbeflissenen überraschen, der Kempf selber aber gab immer deutlicher zu verstehen, daß das Musizieren eine Narrheit sei, die jetzt dann ein Ende haben müsse.

Nur die Cäcilia Kempf schien nichts zu merken von dem allem. Sie zog sich immer mehr in sich selbst zurück. Ihr Gesicht wurde noch schmaler. Ihre blauen Augen dagegen schienen ihr eigenes Wachstum zu haben und wurden weit und tief wie grundlose Teiche. Der Körper gewann an schlankem Ebenmaß und stand immer fremder in dem derben Gewand und Schuhwerk, das zu Reußkirchen für ihn zurecht geschneidert und geschustert wurde. Die Cilli hatte keinen Kameraden und doch nie Langeweile. Sie war viel müßig und kam doch nie ins Gähnen. Oft saß sie mit um die Knie gelegten Armen und staunte, wer weiß wohin. Oft lief sie ins grüne Wiesland oder über den weißen Schnee, zuerst wie ein gewöhnlicher Mensch und dann mit schwingenden Schritten und Hüften. Fing ein Kirchturm zu läuten an, wenn sie wanderte, so hob sie die Arme und schwang sie im Takte der Glocken. Eigene, dem Auge wohlgefällige Bewegungen machte sie. Lauschte sie aber dem Geigenspiele des Exer, so gewann ihr Blick ein verhaltenes Feuer. Das Blut wallte ihr gegen die weißen Schläfen und sie neigte sich gegen den Spieler, als müsse sie die Hände nach ihm ausstrecken: Nimm mich mit!

An der Fastnacht im Februar gab es wie überall zu Reußkirchen Tanz. Auch der Kempf begab sich mit seiner ganzen Familie ins Wirtshaus, weil überhaupt an solchen Tagen niemand zu Hause bleibt.

Die Cilli war ja noch nicht ganz aus den Kinderschuhen heraus. Aber die Mutter meinte, man könne sie nicht so allein daheim sitzen lassen und möge sie daher wohl mitnehmen. Zum Zuschauen sei sie nicht mehr zu jung.

War nun die Cäcilia nur zum Zuschauen gekommen, so zeigte sich indessen, daß vom Ja zum Amen kein weiter Schritt ist. Die Jungburschen von Reußkirchen waren nicht so waschlappig, daß sie ein Mädchen mit einem schönen Lärvlein hinter dem Tische sitzen ließen. Der Anton Imhof, des Gemeindepräsidenten Aeltester, war der Erste, der um einen Tanz fragte. Dem konnte doch die Gefälligkeit nicht abgeschlagen werden. Dann aber wurde auch andern billig, was dem einen recht gewesen, und so kam die blutjunge Cilli in ein Tanzen hinein, um das die heiratsreifste Kameradin sie beneiden könnte. Keinen einzigen Dreher ließ sie aus. Auch der Exer, der Lehrer, bekam seinen Teil, denn er war nicht faul, ihn sich zu sichern, als er einmal eine Brücke geschlagen sah. (Schluß folgt.)

Das Christkind.

Eine Kindheitserinnerung von Meinrad Lienert.

War das eine goldene Zeit, wenn Weihnacht bevorstand! Im fünften Lebensjahre lief ich noch mit den kleinen Mädchen herum; nur der ungekämmte Kopfputz und die bubenhafte Wildheit unterschied mich von ihnen. Gegen Weihnachten aber wurden wir auf einmal zahmer; wir bekamen andächtige Anwandlungen, wenn wir über die Berge das Abendrot in die verschneite Welt hineinleuchten sahen. „Das Christkindlein backt", hieß es bedeutsam und geheimnisvoll; unsere Wangen röteten sich vor Freude. „Betet jetzt nur recht fleißig!" mahnte die Großmutter. Dann verkrochen wir uns etwa in eine Schneehöhle, zündeten darin Späne und Kerzenstümpchen an und sangen das Weihnachtsliedchen:

„Stille Nacht, heilige Nacht.“ Oft fragte ich die Großmutter, wo denn das Christkindlein herkomme und wie es aussehe; ich bekam aber nie genügende Auskunft. Es hieß zuletzt immer, sie dürfe es nicht verraten, weil das Christkind sonst am Haus vorbeiginge. Ich bekam es aber doch einmal zu sehen, und da es gewiß heute noch viele Leute gibt, die es nie erblicken konnten, so will ich ihnen jetzt erzählen, wie ich's habe erschauen können und was für ein Aussehen es hat.

Etwa sieben Jahre alt war ich, als mir die Großmutter eines kalten Wintertages geheimnisvoll zuraunte: „Du, Meiredli, jetzt dann kommt bald das Christkindlein!“

Wie elektrisiert sprang ich empor, wußte mich schier nicht zu fassen vor Freude. „Sei jetzt nur recht brav, und dann wirst du sehen, was für schöne Sachen es dir bringt!“ fügte sie bei.

Jauchzend sprang ich aus dem Haus und schrie mein Glück aller Enden durch das Dorf: „Das Christkindlein kommt, das Christkindlein kommt!“ Gleich sammelte sich um mich die Jugend der Nachbarschaft, und alsbald stiegen wir hinauf zur Klosterkirche. Dort befindet sich ob dem Schiff der Kirche ein Türmchen, dessen Inneres mit Bildern bemalt ist. Wenn nun die Sonne durch seine roten Butzenscheiben scheint, flimmert und schimmert es hoch oben feuerrot, als hielten die Engel dort in der Kirche Aus- und Eingang. Da standen wir andächtig im Kirchenschiff und staunten sprachlos, voll heiliger Scheu ins rotleuchtende Türmchen hinauf. Das wußten wir bestimmt: In der heiligen Nacht läßt sich das Christkindlein an einem feinen Seidenfaden aus dem Türmchen auf die Welt hinunter. Unsere Herzen zitterten vor Sehnsucht.

Esther Mengold, Basel: Kinderglück.

Als ich jedoch mit dem gerührten Kindertrüpplein heimging, verflog die andächtige Stimmung gar rasch. Der kleinste der Buben besaß einen Lebkuchen, und da er ihn nicht gutmütig mit uns teilen wollte, fielen wir über ihn her, „salzten“ ihn wie ein frischgeschlachtetes Säulein recht tüchtig im Schnee ein, bis uns seine alte Base in die Flucht schlug. Leider traf der Schneeball, den ich ihr mit stolzem Schwunge nachsandte, den gestrengen Herrn Schullehrer, der eben neben ihr um die Ecke bog. Voll Würde lenkte er seine langen Beine nach unserm Hause und versetzte mich in den Anklagezustand.

Nun hieß es, wenn ich nicht bräver sei, so bringe mir das Christkind gewiß nur eine Haselrute. So nahm ich mich denn wenigstens vor den Leuten, die eine unmittelbare Herrlichkeit über mich besaßen, zusammen; aber hinterrücks war ich der haargleiche nichtswertige Bube wie sonst. Wenn die Großmutter von meinen Unarten nichts vernimmt, so kann sie's auch dem Christkind nicht sagen, dachte ich.

Die heilige Nacht konnte nicht mehr ferne sein; denn als ich eines Abends auf den Laubsack liegen wollte, spürte ich etwas Hartes unter dem Rücken. Ich dachte an eine Maus und griff blitzgeschwind darnach. Da hielt ich in der Hand eine goldene Nuß. Sie glänzte im Mondschein wie der Blitz. Selig schlief ich ein und am andern Morgen rannte ich über Kopf und Hals zur Großmutter, ihr den köstlichen Fund zu zeigen.

„Die hat dir das Christkindlein gebracht. Jetzt glaub' ich, kommt es bald; gewiß ist ihm die goldene Nuß im Vorbeifliegen aus dem Körblein gefallen.“

„Wie manchmal muß ich noch schlafen, bis das Christkindlein kommt?“

„Noch viermal,“ sagte die Großmutter; „dann kommt's; bet' nur wacker!“

Nun packte mich eine wahrhaft verzehrende Sehnsucht nach der heiligen Nacht. Es schien mir fast unmöglich, daß ich das Ende dieser vier Tage erleben würde. Was lag doch für eine Ewigkeit zwischen heute und Weihnachten! Was war der Kuckuck in der großen Wanduhr für ein fauler Nesthocker! Die Zeit tröpfelte langsamer ab als das Wasser von einem Tuffstein, bis dieser das Türlein endlich wieder einmal öffnete und „Guggu, guggu!“ rief. Vier volle Tage, vier Ewigkeiten. Ich begann eifrig zu beten und die Großmutter am großen Kachelofen und darauf die Katze im Winterschuh spannen dazu.

„Hat das Christkindlein auch eine Iffele*) auf dem Kopf?“ fragte ich die Großmutter.

„Ja und Flügel,“ gab sie zurück.

„He, warum braucht es denn einen Esel? Da könnte es doch durch das Kamin hineinfliegen!“

„Rechte Leute gehen durch die Türe, Büblein.“

„Weswegen kommt's denn bei Nacht und nicht, wenn es noch Tag ist?“ wunderte ich weiter; da tät's doch den Weg besser finden!“

*) Infula.

„Bet', Büblein, bet', ist gescheiter," beschied die Großmutter; „es wird wohl wissen, warum." So schwieg ich, obwohl ich von dem auf meine Interpellation erhaltenen Bescheid nicht voll befriedigt war.

So rückte die heilige Nacht heran. Da sagte der Franzeli, ein Nachbarssöhnchen, zu mir: „Hör', Meiredli, das Christkindlein kommt gar nicht zu dir; du hast ja seinem Eselein gar kein Heu gerüstet."

Ich ward bleich vor Schrecken. Wahrhaftig, das hatte ich ganz vergessen, daß das Eselein, worauf die Muttergottes mit dem Christkind reitet, nur da anhält, wo es ein Häuflein Heufutter vorfindet. Der heilige Abend war da; bald mußte das Christkindlein kommen; ach, und ich hatte nicht ein Hälmchen Heu im Hausgang! Ich ward krank vor Kummer. Wo sollte ich jetzt noch schnell Heu auftreiben? Auf die Ställe wagte ich nicht mehr zu steigen. In tiefes Sinnen verloren, stand ich in der dämmernden Gasse. Gewiß würde ich allen Mägdlein die Haare ausgerissen haben, falls das bethlehemitische Eselein sie für Heu gefressen hätte. Da kam mir ein sehr schlimmer Gedanke. Ich schlich mich so leise als möglich in den Gang des Nachbarhauses, in dem der Franzeli wohnte. Ha, welch ein schönes Häufchen Heu lag da hinter der Haustüre! Ein Griff — ich trug es unterm Arm und machte mich damit freudestrahlend nach Hause. Wie konnte nun das Eselein tafeln in unserm Hausgange!

Es war unterdessen Nacht geworden.

„Wo warst du denn so lange?" schimpfte die Großmutter, als ich in die Stube trat; „streich dich jetzt alsogleich ins Bett! Man kann nicht wissen, wann das Christkindlein kommt, da es schon Nacht ist. Geh nur; das Wyseli und der Kueradeli sind schon seit einer Weile unter der Decke; marsch dich!"

Nur ungern verzog ich mich aus der heimeligen Stube in die Stubenkammer. Ich stieg hinter dem Ofen hinauf. Droben fand ich die Geschwister in großer Aufregung; sie wagten kaum zu flüstern und wälzten sich unruhig hin und her. Ich zog die Hosen aus und schlüpfte unter die rot und weiß gesprenkelte Decke auf den warmen Laubsack zum Kueradeli. „Juhuhui!" machte der halblaut, „das Christkindlein kommt! Das Christkindlein kommt!"

„Was wird es wohl bringen?" fragte das Wyseli leise zu uns herüber.

„Dir ein Garnüteli und ein Hettigäreli."

„Ja," machte beleidigt das Wyseli, „und euch bösen Buben ein Nienewägeli und ein Chuminüdüberli.

Vor Freude kniff ich den Kueradeli in den Arm.

„Au!" schrie er und riß mich an den Haaren; nun heulte ich auf und das geängstigte Wyseli begann zu weinen und zu rufen: „Großmutter, Großmutter, sie vertschuppen sich wieder!"

Die Großmutter erschien. „Wollt ihr wohl einmal ruhig sein oder nicht! Wenn ihr so lärmt, geht dann freilich der Vater Sankt Joseph mit dem Eselein und dem Christkind an unserm Haus vorbei. Schlaft jetzt!"

Wir verhielten uns mäuschenstill. Bezüglich des Eseleins aber vertraute ich auf das zugerüstete Heu. Nun sollten wir schlafen. Von des Wyselis Bettstatt her kamen bald leise, regelmäßige Atemzüge. Drunten in der Stube wurde es allmählich stiller. Nun schlummerte auch das Kueradeli ein. Ich aber nicht. Sorglich lauschte ich auf jedes Geräusch, hörte das Heimchen in der Wand und das Mäuslein unterm Bett. Ich wollte wach bleiben. Um Mitternacht, wenn die große Klosterglocke zu läuten anfängt, dürfen wir ja hinab in die Stube; dann ist das Christkind mit den Gaben angekommen. Bevor es aber läutete und Zwölfe schlug, durften wir beileibe nicht hinab; denn wehe uns, das Christkind käme niemals wieder, hatte uns die Großmutter gesagt, wie jene Heinzelmännchen, von denen die schöne Geschichte im Schulbüchlein stand.

Dennoch wollte ich diesmal scharf aufpassen; vielleicht konnte ich das Christkindlein wenigstens hören. Tick, tack — tick, tack ging die Schwarzwälderuhr. Da schlief ich schon wie ein Murmeltierchen. Plötzlich weckte mich etwas. Lauschend hob ich den Kopf. Unten in der Stube mußte nicht alles richtig sein. Kam das Christkind? Wie spät war es wohl? Schon wollte ich wieder einschlummern, da hörte ich in der Stube deutlich schlurfende Schritte gehen. Ich richtete mich halbwegs auf und zitterte vor Aufregung. Gewiß war jetzt das Christkind unten. Wie gerne möchte ich wenigstens seine goldenen Flügel sehen! Der Kueradeli neben mir schlif sanft und selig. Sachte, sachte verließ ich das warme Bett und schlich geräuschlos über den ausgelaufenen Boden. „Ein Titibabi . . ." lispelte das Wyseli im Traum. Ein Weilchen horchte ich durch die offene Falltüre in die Stube hinunter. Dann machte ich mich leise aus der Stubenkammer ins Ofenloch. Mein Herz klopfte wie ein Hammerschmied; zitternd kroch ich auf den Ofen, wagte aber nicht, das Umhänglein zu lüften, das rings um den Ofen von der Decke hing. Plötzlich gingen in der Stube wieder die gleichen schlurfenden Schritte, und jetzt — ich tat es halb besinnungslos — streckte ich mich auf dem Bauch aus und hob das Umhänglein sachte, sachte nur ein wenig auf: In der Stube stand das Christkind; ich konnte es nicht recht sehen, es kehrte mir den Rücken zu. Es trug eine weiße Spitzenhaube und an den Füßen großmächtige Finkengünschen, und eben nieste es heftig.

„Helf Gott!" schrie ich unwillkürlich.

Das Christkind kehrte sich um und stockfinster ward es in der Stube.

Was für allerlei sonderbare Ringelreihen begannen die Gedanken in meinem Kopfe zu machen! Ich wagte nicht, mich zu regen. Also keine goldenen Flügel hatte das Christkind, dafür aber eine große Spitzenhaube. Die Winterschuhe begriff ich wohl, das war wegen dem Erkälten. Mir war schier, als müßte ich das Christkindlein auch schon irgendwo gesehen haben. Eben wollte ich die Gedanken darüber weiter ausspinnen, da schlug es in mächtigen Schlägen an den Klostertürmen Zwölfe und die große Glocke verkündigte mit gewaltiger Stimme die Ankunft des Erlösers.

Rasch war ich auf den Füßen. Da war ja die Stunde der Gabenbescherung. Hurtig eilte ich in die Stube, und kaum stand ich dort, so hasteten das Wyseli und der Kueradli auch schon das Ofenloch herab. Das Wyseli hielt ein brennendes Oellämpchen in der zitternden Hand. Ob der Herrlichkeit, die nun vor meinen staunenden Augen sich auftat, vergaß ich ganz die Persönlichkeit des Spenders, eilte mit Brüderlein und Schwesterlein zum überladenen Tafeltisch. Vor uns lagen in drei Häufchen die Weihnachtsgaben des Christkindes. O Seligkeit des Anschauens; o Jubel der wonnetrunkenen Seele! Zitternd vor Entzücken und Frost standen wir in unsern Hemdchen um den Tisch und bestaunten die vor uns liegenden Schätze. Auf jedem Häufchen lag ein Zettel. Der Kueradeli buchstabierte jeden mühsam heraus. Sie bezeichneten unsere Gaben. Mit lachenden Augen hob ich von meinem Häufchen einen gewaltigen Birnenwecken; darunter lagen in einer nagelneuen Pelzkappe viele, viele Nüsse und Kastanien. Das Beste aber kam zuletzt. Das war ein großer Papierbogen; darauf waren Männchen gemalt und der eben herbeikommende Vater sagte, das seien Soldaten, die könne man ausschneiden und auf Hölzchen kleben. Gleich wollte ich alle ausschneiden und mit ihnen einen europäischen Krieg ins Werk setzen. Da kam auch die Mutter herbei und hatte genug zu tun, das Wyseli bei Sinnen zu halten, das mit einer bemalten hölzernen Puppe im Arm aufschluchzte vor Seligkeit. Der Kueradeli wollte gleich mit zitternden Fingern am Kachelofen seine vergoldeten und versilberten Griffel spitzen, die ihm das Christkind in einem geblümten Griffelrohr gebracht hatte. Nun mußten wir das Weih-

nachtslied singen und mit gar hohem Ernst begannen wir: „Stille Nacht, heilige Nacht" und unsere Augen und Herzlein werden wohl auch mitgesungen haben. Nun kam die Großmutter. Verwundert schlug sie die Hände zusammen über den schneeweißen Haaren und schaute erstaunt auf unsere prächtigen Weihnachtsgeschenke. „Aber, aber wieviel! Da, mein' ich, hat's das Christkindlein mit euch wieder besonders gut gemeint!" Noch verwundeter aber machte ich die Augen auf und staunte die Großmutter an wie gebannt und zwar vom Kopf bis zu den Füßen.

„Was schaust mich so an, Meiredli?" fragte sie ruhig.

„Großmutter, Großmutter," brüllte ich heraus, „das Christkindlein kann nicht fliegen!"

„Warum denn nicht, Büblein?"

„He, weil es gar keine Flügel hat; eine Haube hatte es an wie Ihr und große, große Winterschuhe, und geschneuzt hat es sich."

„Was du nicht sagst!" machte verwundert die Großmutter. „Jetzt am End ist es dir gar nicht mehr lieb, weil es keine goldenen Flügel hat."

„O doch, Großmutter, Ihr seid mir ja auch lieb und habt doch auch keine Flügel."

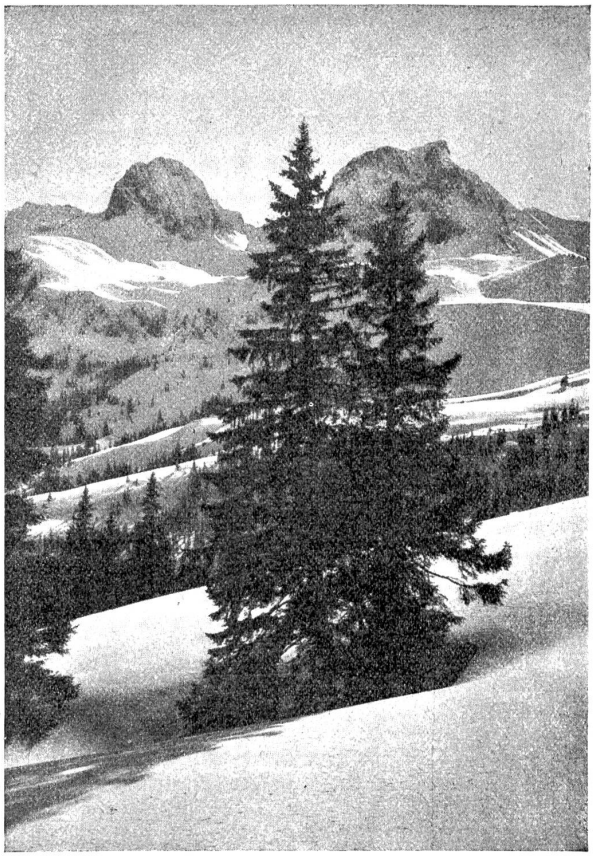
„So komm, gib mir jetzt ein Küßchen, Meiredli!" sagte die Großmutter. Und als ich ihr das Küßchen auf die welke, runzelige Wange gab, da war mir schier, als küßte ich das Christkindlein.

In selber Nacht nach der zwölften Stunde haben der Kueradeli und ich gut geschlafen, obschon zwei gewaltige Birnenwecken und eine Anzahl harter Nüsse das Lager mit uns teilten. Am folgenden Morgen guckte ich unwillkürlich in der Kirche an die Wände und die hochgewölbte Decke hinauf. Es hatte mir geträumt, die Engelein, welche dort herumfliegen, hätten alle auch Spitzenhäubchen auf den runden Köpfchen und Endenschlarpen an den Barfüßchen. Es war aber nichts.

Neue Schweizer Bücher.

II. „Im Schatten des Gantrisch." Tier- und Menschengeschichten von Ludwig Meyer. Illustriert von E. Cardinaux. Bern, Verlag A. Francke.

Selten ist es einem Dichter so restlos gelungen, den Heimatgeist eines engbegrenzten Stücklein Landes geistvoll und scharf und poetisch zugleich wiederzugeben, wie dem Verfasser des vorliegenden Büchleins. Dieses enthält 3 Skizzen, von denen nur die zwei ersten unter den Rahmentitel passen, und eine längere Erzählung. Die Skizzen sind Erinnerungsbildchen, den Lesern als Kostprobe vorgesetzt. Sie bereiten uns auf das Hauptstück verheißungsvoll vor. Vorahnend genießen wir in Sätzen wie der, worin von Vater Binggeli in „Binggelis Hühner" gesagt wird, daß er „mit Kummer Kind und Kegel" die Gipfelhütte des Kaltenbergleins bewohnt habe, den kraftvoll humoristischen Stil des Verfassers. Dieser Stil deutet auf ein eigenstarkes dichterisches Talent hin; die von einem ausgesprochenen, man möchte sagen akademischem Selbstbewußtsein getragene Selbstironie in der zweiten und dritten Skizze verstärkt diesen Eindruck. Mit aufrichtiger Bewunderung folgen wir dem Dichter da, wo er in seinem Stil die minutiöseste Beobachtung zu einer fabelhaften Bildkräftigkeit auswertet. Jeder Satz ist geschaut und mit Sachlichkeit gefüllt. — Den Gipfel in dieser Hinsicht erklimmt die letzte Geschichte: „Das Fronfastenschaf". Sie ist die umfänglichste und hat sich in Anlage und Ausgestaltung fast zu einem Roman ausgewachsen. Der Roman eines Mutterschafes! Etwas Nochniedagewesenes! Gewiß, aber durchaus ernst zu nehmen. Wir wissen nicht, was uns mehr fesselt, ob die abenteuerlichen, aber durchaus lebenswahren Schicksale dieses vermeintlichen Gespensterschafes oder die Kunst des Dichters, mit dem ganzen Rüstzeug seines reichen volkskundlichen Wissens und seiner Lokalkenntnis uns



Winterlandschaft aus dem Gantrischgebiet.

die Felsenöde des Gantrischgebietes und die wälder- und dörferreiche Gegend über und unter dem Gurnigel in ihrer Totalität vorzuzaubern.

Meyers dichterische Leistung kommt uns fast wie ein auf ein künstlerisches Programm basierender Versuch vor, dessen Leitsatz lauten könnte: Der Dichter soll mit dem Minimum von Wortmitteln ein Maximum von poetischer Realität erzielen. Der Vergleich mit dem Illustrator des Buches, mit E. Cardinaux, ist für Meyers Dichtkunst aufschlußreich. Cardinaux' Zeichnungen erscheinen auf den ersten Blick in ihrer Linienkargheit phantasiearm und unzulänglich; je länger man sie aber betrachtet, um so lebendiger werden sie, bis zuletzt alles an ihnen harmonische Wirklichkeit ist. Ganz gleich ergeht es uns mit Meyers Darstellung. Man lese daraufhin die ersten 10 Seiten seiner „Fronfastenschaf"-Erzählung und vergleiche die Zeichnungen auf S. 79, 85 und 87. Der Dichter scheint den scharfen Stift des Zeichners zu führen und der Zeichner mit der phantasievollen Feder des Erzählers zu zeichnen. So durch das ganze Buch hindurch. Wer Cardinaux' Kunst näher kennt, weiß, daß die Gleichsetzung mit ihr für Meyers Dichtertum ein großes Lob bedeutet.

Der Intellektualismus, der für diese Kunst bezeichnend ist, schließt aber für den Dichter eine Gefahr in sich. Sie tritt in Meyers Buch schon recht augenfällig in Erscheinung. Es fehlt seinen Geschichten die epische Breite, die nun einmal ein notwendiges Ingrediens der guten Erzählung ist. Auch fehlt ihnen, die sonst so kräftig und schmackhaft zubereitet sind, die beste Würze: der Affekt, die Liebe. Nie zeigen sie das Fühlen, immer nur den Intellekt des Dichters, der Naturwissenschafter guckt aus jeder Zeile heraus; seine Menschen haben kalte Herzen; darum kommt auch nirgends die Seele des Lesers voll zum Mitschwingen. — Möglich, daß uns Ludwig Meyer nur eine Probe seines dichterischen Könnens geben wollte; möglich, daß er sich in seinem ersten